

Die Balkanstaaten.

Ueberblick über ihre Bevölkerungselemente.

Die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel kann man nur verstehen lernen an der Hand der Völkertunde, die uns einen Einblick in das Nationalitätengenössige im Süden der Donau zeigt und uns eine so bunte Musterkarte entrollt, wie sie zum zweiten Male in Europa vielleicht nur noch im Kaukasus gefunden werden dürfte.

Schon in den ältesten Zeiten tummeln sich in den Gefilden der Balkanhalbinsel die verschiedensten Völkerverbände, die Philipp und Alexander von Makedonien einst zu bezwingen suchten und für die Ergänzung ihrer Heere ausbeuteten. Dann herrschten hier die Römer. Als die Hunnen gegen Westen durchbrechend, die Völkerwanderung veranlaßten, wurden die Donauländer und zum Teil auch die Länder jenseits des Balkans fünf Jahrhunderte lang der wilde Tummelplatz einer großen Zahl von Völkern. Germanische, keltische, slavische Stämme östlich einander hier ab. Als Plünderer und Herrscher sind ihre Namen in die wechselnde Geschichte der Balkanhalbinsel geschrieben: Gothen, Heruler, Gepiden, Waaren, Chazaren, Petschenegen, Bulgaren, Balachen, Magyaren und die zahlreichen Stämme der Slaven. Zuletzt sind im 14. Jahrhundert die Osmanen gekommen, haben sich zu Herren des Landes gemacht und von hier vorrückend halb Europa erschüttert.

Unter den sieben Hauptgruppen der Balkanvölker bilden die Türken nirgends die Grundbevölkerung eines größeren Raumes in ihrem Lande. Namentlich von Griechen und Bulgaren durchsetzt, sind sie meist infelstlich und in den großen Städten angelesen. Zahlreiche Truppen folgten dem siegreichen Heere. Aus Asien herüber kam der Strom dieses vor mongolischen Rasse gehörenden Volkes, das in den fruchtbarsten Ebenen und an den strategisch wichtigsten Punkten der Istra - griechischen Halbinsel sich ansiedelte, überall die vorhandene slavische und griechische Bevölkerung verjagend und unterjochend. Gegenwärtig haben sie sich nicht nur aus Gebieten, die sie verloren haben, sondern auch aus Gebieten, wo sie noch Herren sind, zurückgezogen. Das türkische Gebiet in Europa zählt nicht mehr ganz sechs Millionen Einwohner. Einst stand das türkische Reich gewaltig und groß da. Die Befehle der Propheten hatten Länder erobert, in denen das Christentum seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt hatte. Den Osmanen war es vorbehalten, die lange Dauer des römischen Reiches zu beenden und die Solfentriebe, in der fast tausend Jahre lang Christus und die Heiligen verehrt worden waren, Allah und dem Propheten zu weihen. Zu eben der Zeit, da man in Konstantin über religiöse Eizge stritt, drangen die Osmanen siegreich in das Herz Europas vor. Damals gehorchten Länder von der afrikanischen Wüste bis zum kaspiischen Meere und vom Indischen Ozean fast bis zum Atlantischen dem Padschasch, Benedig und die deutschen Kaiser standen im Tributregister der Türkei. Doch kaum zwei Jahrhunderte später stellt daselbst gewaltige Reich uns ein Bild der Verfehlung vor Augen. 1683 war es das letzte Mal, daß die Fahne des Propheten im Herzen Europas entfaltete wurde. Wohl bedurfte es noch einiger Zeit, ehe dem Halbmond sein ganzer Nimbus genommen war. Noch in den Anfang des 18. Jahrhunderts fallen die Siege des Prinzen Eugen über die Türkei, und aus jener Zeit stammt das Lied vom edlen Ritter. Ohnmächtig und schwach, kaum ein Schatten des ehemaligen Riesentums fristet die Türkei heute, langsam in sich selbst zerdrückend, ein mühseliges Dasein. Was den Charakter der Türkei betrifft, so ist er gewiß besser als der mancher christlichen Nachbarländer. Ueber diesen Vergleichs darf man aber nicht vergessen, wie entsetzlich die Jahrhunderte lange Knechtung auf die Unterworfenen gewirkt hat.

Was die Bulgaren betrifft, so sind sie nicht reine Slaven, sondern ein Mischvolk aus diesen und dem finnischen Volke der Bulgaren, das im sechsten Jahrhundert von der Wolga in die Türkei kam. Von diesen Finnen stammt der Name, von dem Slaven die Sprache des Volkes, das in neunten Jahrhundert durch Methodius zum Christentum bekehrt wurde und zeitweise ein großes Reich wurde, besonders unter Jar Simeon, das mit den Griechen in beständigem Kampfe lag. Die Zeiten des Manges slavischer Reiche dauerten aber niemals lange, das großbulgarische sowie das großserbische gingen schnell zu Grunde. Es waren meteorische Erscheinungen, da diesen Völkern die staatenbildende Kraft fehlte. Arierische Geiden, wie den Serbenischen Bulgaren, haben jene Länder gewirkt. Einst waren Anläufe zu mächtigen Reichbildungen vorhanden, aber weiter ist es niemals gekommen.

den, aber weiter ist es niemals gekommen.

Die Bulgaren wohnten ziemlich gesammelt in heutigen Bulgarien und Thrakien, sowie in einem großen Teile Mazedoniens. Westlich greifen sie nach Serbien hinüber und im Süden sind sie mit Albanesen, Griechen und Türken vermischt. Die Griechen hielt man früher für die verbreitetste Nation der Halbinsel, weil man alle Bewohner der griechisch-orthodoxen Religion für Griechen hielt. Von dieser Ansicht ist man aber längst zurückgekommen. Das Königreich Griechenland zählt etwa 2.200.000 Einwohner. Keine Griechen wohnen dann noch im südlichen Teile Mazedoniens und den Meeresküsten bis hinauf an die Mündung der Donau sowie auf den Inseln des Ägäischen Meeres und an den Küsten Kleinasiens. Die Gesamtzahl der Griechen dürfte 7 bis 8 Millionen betragen. Der Grieche ist dem Slaven gegenüber dadurch im Vorteil, daß er, gewöhnlich Handel treibend, sich mehr entwickelt hat als letzterer, der hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht sich ernährend, mit der Außenwelt wenig in Berührung kommt, während der Grieche als Küstbewohner stets im Verkehr mit Fremden steht.

Bei der Beurteilung des griechischen Volkcharakters darf man nie vergessen, daß Griechenland im Laufe der Jahrhunderte mehrmals die Herren gewechselt hat. Zuerst kam Philipp und Alexander mit den Mazedoniern, es folgte die Eroberung durch die Römer, die Einfälle slavischer Völkerverbände nach der Teilung des römischen Reiches, endlich die Unterjochung durch die Türken. Alle diese in Sitte, Charakter und Sprache so verschiedenen Völker haben gewisse Spuren zurückgelassen, ohne jedoch den ursprünglichen Volkcharakter ganz zu verwischen. Die lange festgehaltene Anschauung, daß die Griechen nur verkleidete Slaven seien, haben verschiedene hervorragende Gelehrte gründlich widerlegt und in ihren Schriften über Sitte, Ursprung und Sagen der Neugriechen den Zusammenhang von Alt- und Neugriechen zweifellos gemacht. Und wenn es keinen anderen Beweis für die Gleichheit der alten Hellenen und der Neugriechen gäbe, so würde allein schon eins genügen, um letztere als echte Nachkommen derer zu erkennen, die vor mehr als zweitausend Jahren in der Volksversammlung das große Wort führten: ihr in politischen Dingen unruhiger Geist und die Leidenschaft, mit der sich arm und reich, alt und jung, Bürger und Soldat mit Politik beschäftigten. „Fünf Griechen, sechs Meinungen“, sagt ein nationales Sprichwort, und in der Tat haben sich die Griechen bis zum heutigen Tage jene Zungenfertigkeit bewahrt, die sie schon unter den Mauern Trojas an den Tag legten. Auch die Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die man den Neugriechen nachsagt, und gewöhnlich dem Türken und Slaven zugeschrieben, war nach Homers Zeugnis schon den alten Hellenen in hohem Grade eigen.

Das Gebiet der Serben umfaßt den ganzen Nordwesten des Landes, die Striche zwischen Unna, Save, Donau und dem dalmatinischen Küstenlande. Es ist das Gebiet, das als Montenegro, Herzegowina, Bosnien und Serbien auf unsern Karten erscheint. Über nur ein Teil des serbischen Volkes bewohnt das heutige Königreich Serbien, ein größerer wohnt auf Österreichisch-ungarischen Gebiet. Denn die Kroaten, Dalmatiner, Slavonier und Bosniaken sind desselben Stammes, wie ihre Brüder im Königreich Serbien, und nur religiöse Unterschiede walten hier ob, da letztere der griechischen, die orthodoxen meist der römischen Kirche angehören. Die serbische Geschichte ist nicht ohne glänzende Momente. Bald mit dem benachbarten Bulgarien, bald mit dem griechischen Reich kämpfte das Volk um seine Freiheit, bis ihm mit Stefan Remanja eine bessere Zeit andruch. Von den Nachfolgern dieses Herrschers erwarb sich der meiste Ruhm Stefan Dusan, der „Gemeintliche“, der sich Nar nannte. Mazedonien und Thessalien eroberte, Bulgarien unterwarf und den Griechen viele Drangsal bereitete. Nach seinem Tode begann Serbiens Verfall, und der mutige Jar Lazar fiel, als er sich mit seinen Nachbarn der anstürmenden Türkenmacht auf dem Amselfelde entgegenwarf, als letzter der Serbenjaren. Die Zeit der Knechtschaft folgte und dauerte bis in den Beginn des vorigen Jahrhunderts, als die Freiheitskriege begannen, die zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit Serbiens führten. Eine ähnliche Rolle wie Serbien spielte das kleine Montenegro. So bezeichneten es die Italiener, die Bewohner selbst aber nennen es Tschernagora, Schwarze Berge. Es ist ein wildes, etwa 8433 Quadratkilometer großes Gebirgsland mit 250.000 Bewohnern, fast durchweg Serben, die unter ihrer ungestümen Fürstenfamilie sich die Unabhängigkeit von den Türken zu bewahren wußten und seit Jahrhunderten mit diesen in händigen Kämpfen liegen, die den Charakter roher Raubzüge tragen. Montenegro ist seit den Tagen Peters des Großen eng mit dem russischen und religiös-

verwandten Rußland verbunden, unter dessen Schutz es sich bereits 1710 stellte.

Die Albanesen oder Arnauten — sie selbst nennen sich Stipetaren, d. h. Söhne des Adlers — sind wahrscheinlich der älteste unter den Völkern der Balkanhalbinsel. Die Forschungen der neuesten Zeit lassen kaum einen Zweifel darüber zu, daß man in ihnen die Abstammlinge jener Völkerverbände zu suchen hat, die, wenn auch nicht die Urbevölkerung, so doch die in vorhistorischer Zeit eingewanderten ältesten Bewohner von Hellas bildeten. Bekanntlich wurden die Völkerverbände durch die ionische und dorische Einwanderung aus ihren Eignen verdrängt und zogen sich nordwärts in die wilde Gebirgslandschaft zurück, die jenseits des Sinus Ambrakius zwischen der Pindusette und dem Meere gelegen ist. Dort vermochten sie durch viele Jahrhunderte ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Sie bewahrten ihre Eigenart, indem sie jede Vermischung mit fremden Völkerelementen von sich wiesen. Ethnographisch, aber ohne daß dadurch die Einheitlichkeit der Abstammung berührt wurde, zerfielen die Albanesen in zwei mundartlich verschiedene Gruppen, die Shengen und die Tosken. Jene bewohnen das sogenannte Ober - Albanien und teilen sich in eine größere Anzahl von Stämmen. Später haben sich diese abgesehen Stämme im Wege der Auswanderung von Kolonien aus auf der nordwestlichen oder altserbischen Hochebene cuscargewirkt. Man schätzt die Gesamtzahl der Shengen auf etwa eine Million Seelen. Die Tosken ihrerseits bewohnen Unter - Albanien, das heißt die Landschaft nach Süden bis zum Golf von Arta, und dürften ungefähr 800.000 Seelen zählen. Was die Religion betrifft, so sind unter den Albanesen drei Konfessionen vertreten, die mohammedanische, die orthodoxe und die katholische. Die große Mehrzahl des Volkes bekennt sich zum Islam.

Ebenso wie in Bosnien und in anderen Teilen der Balkanhalbinsel vollzog sich auch in Albanien bald nach der Eroberung durch die Türken ein Massenübergang zum Islam. Betschungsversuche hatten dabei kaum einen Anteil, es war vielmehr das nackte materielle Interesse, das zunächst die Grundregeln annehmend, den neuen Glauben anzunehmen, um ihre Besitzungen zu behalten. Sie bildeten fortan unter dem Namen „Wegs und Agas“ eine Art Feudaladel, und unter ihrem Drucke folgte später ein großer Teil ihrer Hinterlassenen dem gegebenen Beispiel. Ein wichtiges Moment bildet der Umstand, daß die Teilung in drei Konfessionen das nationale Einheitsgefühl im albanischen Volke niemals so zerstören vermochte hat. Bei allen andern Völkern der Halbinsel bildete von alterher das religiöse Bekenntnis das Unterscheidungsmerkmal. Das albanische Volk ist das einzige, bei dem dies nicht der Fall ist. Nach außen hin haben die Albanesen immer zusammengehörten, sobald es sich um die Bewahrung ihrer nationalen Eigenart und um die Verteidigung ihrer Unabhängigkeit handelte. Als Standerbeg, Castriota im 12. Jahrhundert schloß 21 Jahre lang siegreich der türkischen Invasion entgegen, haben in den zahlreichen Schlachten, die er gegen die Osmanen schlug, die orthodoxen und katholischen Albanesen Schulter an Schulter gekämpft. Und als im Anfang des vorigen Jahrhunderts Mustafa Pascha in Sutar und Ali Pascha in Janina lange Zeit hindurch ihre Unabhängigkeit von Konstantinopel zu behaupten wußten, hat die mohammedanische Bevölkerung nicht weniger fest zu ihnen gestanden als die christliche. Die Rumänen endlich sind nach Süden zu einer fast völligen Abwanderung gelangt. Es wohnen südlich von der Donau höchstens noch 200.000 Rumänen. Unter solchen Verhältnissen schiedet daher Rumänien aus dem Nationalitätenkreis der Balkanhalbinsel so ziemlich aus.

Der Getraidspekulant.

Er ist ein dicker, bebäbigter Varixer Kaufmann, der sich mit seinen Nationalitäten ein Vermögen gemacht und dann zur Ruhe gesetzt hat. Auf Festen und Soireen sieht man ihn stets mit seinen drei Töchtern, die er gern in einem „bourgeois“ Milieu verberaten möchte. „Sehen Sie“, meinte er vor kurzem zu einem jungen Mann, der ganz die Mienen eines ernsthaften Weinhändlers zeigte, „Charlotte hat eine höhere Bildung bekommen und ist eben 23 Jahre alt geworden. Der geizige 50.000 Franken mit in die Ehe. Marie ist 22 Jahre, die bekommt 80.000 und Josephine, die 40 Frühlinge hinter sich hat, erbält 100.000 Franken.“ Worauf der junge Mann aufs höchste interessiert mit sanfter Stimme die Frage stellt: „Hätten Sie nicht vielleicht eine, die hätte an hundert?“

Die bösen Fremdwörter. Herr: „Hat denn Ihr Sohn während des dreijährigen Besuchs des Schnellkursus für französische Sprache viel gelernt?“ Frau (wichtig): „O ja! Er spricht jetzt ganz nett französisch!“

Der Dreizehnte.

Summreste von Rudolf Kainrodt.

Mit unermüdlichem Drängen suchte Frau Bräufide ihren Mann dahin zu bringen, daß er sich zur Ruhe setze.

Sie hatte ihre Gründe dafür. „Als Rentjöh spielte 'ne ganz and're Rolle, Frigeten!“ schmeichelte sie. „Fast et am Ende doch auch ja nicht nötig, bis in alle Ewigkeit hinter'n Cabentisch zu stehen und jeden Fachte ein halbes Pfund Gebacktes oder 'n paar Knobländer zu verkosten. Daderfür sind wir uns denn doch zu jut. Un wozu haste denn det viele Fehd uff de Bank, wenn de Dir fut Deinen Lebensabend nich wat Jutet können willst.“

„Un denn de Frida! Mit de seine Bildung, die wir ihr haben lernen lassen, is et ihr doch schamierlich, in diese Umgebung zu leben. Für 'n abhängigen Stand haben wir se nu doch einmal nich erjogen, und wat Feinet traut sich ja in diese olle Fetzthube nich rin.“

So lag Frau Bräufide ihrem Manne tagtäglich in den Ohren, bis sie ihr Ziel erreicht hatte. Das Geschäft wurde verkauft, und der bisherige Schlächtermesser erwarb eines der schönsten Häuser der Stadt. Hier lebte er nun als Rentier und Hausbesitzer einen schönen Tag, wie seine Frau ihm einzureden suchte.

Anfangs wußte Frig Bräufide nicht recht, was er mit seiner Zeit anfangen sollte. Er war eben zur Arbeit geboren und erjogen worden, und so einen Tag wie den anderen im Nichtstun herumzulungern, das ging ihm denn doch auf die Dauer alzu sehr gegen die Natur. Gutmütig wie er war, ließ er sich von seiner Frau in Theater, Konzerte, ja sogar in die literarischen Abende der „Kaufschleppen“, aber Gefallen fand er an seiner jetzigen Lebensweise nicht. Es gab Tage, an denen er mihmutig umherfischte und Essen und Trinken verschmähte.

Er fiel ordentlich ab und bekam ein krankhaftes Aussehen. Der Doktor meinte, der Mangel einer gewissen Tätigkeit wäre Schuld daran — es müßte für entsprechende Beschäftigung gesorgt werden.

„Wie wär's, Herr Bräufide, wenn Sie täglich eine Stunde Holz häckten oder sägen?“ schlug der Arzt vor. „Das bringt das Blut in Wallung und lenkt die Gedanken ab.“

„Natürlich müßt De Dir Bewegung machen, Frigeten.“ sekundierte Frau Bräufide eifrig. „Et wird Dir jewiß jut buhn, wenn De mir alle Dage in'n Keller so'n bisten Brennholz für de Küche feinhacken täßt.“

„Oder wo wär's, wenn Sie sich eine Hobelbank aufstellten und täglich ein paar Stündchen daran hantieren?“ meinte der Doktor.

„Dat wär't Schlicht'ste noch nich, pflichtete Frau Bräufide bei. „Wenn't für de Gesundheit is, Frigeten.“

„Warum nich lieber gleich Steine auf den Bau schleppen!“ brauste Frig Bräufide geizig auf. „Drauf bin ich doch nich Rentjöh ein Hausbesitzer geworden, wenn ich mir so'n Hundeleben inrichten soll.“

„Ja, dann ist Ihnen nicht zu helfen, Herr Bräufide, und ich stehe für nichts.“ Damit empfahl sich der Doktor.

„Jeh! spazieren, Alster! Besuch! Deine Freunde! Klapp ab un zu mal 'n ordentliches Stat, oder leiste Dir sonst wat Jutet, damit De endlich bald wieder 'n anderes Geschäft uffsteßt.“ drängte Frau Bräufide.

Es verschlug alles nichts. Das Geschäft, woran Frig Bräufide noch einigermaßen Vergnügen hatte, bestand darin, daß er sich öfter, ohne daß seine Frau eine Ahnung davon hatte, stundenlang auf dem Viehhof herumtrieb. Seine Laune und sein Aussehen verschlimmerten sich von Tag zu Tag.

Da kam sein Geburtstag heran. Ohne sein Vorwissen hatte Frau Bräufide für den Abend einige gute Freunde eingeladen. Sie wollte wieder einmal, wie in früheren Zeiten, ein gehobenes Festessen geben.

Die Liebeskammer mußte ihren Mann aufheizen, ihn aus seiner Lethargie reißten.

Insgesamt richtete sie alles dazu her. Gegen Abend schickte sie ihren Mann auf kurze Zeit fort. „Doh De mir aber ja zum Abendbrot wieder da bist, Männe!“ rief sie ihm nach. Sie wollte ihn bei seiner Rückkehr ganz unvermittelt in die Mitte seiner Freunde und die in altbergebrachter Weise hergerichtete Tafel führen.

Bald kamen die ersten Gäste. Schnell überflog sie noch einmal das Tischarrangement. Zu ihrem Unsehen bemerkte sie erst jetzt, daß — dreizehn Gedeck aufgaben!

„Herrjeit! Da stübt ja einer!“ murmelte sie bestürzt. „Wenn't nur nich Bräufide selbst is. Et kommt mir jetzt immer so miesepetrich vor!“

Ein namenloses Anschwellen packte sie. Das war's! Eine Abgabe ließ sich auf keinen Fall mehr anbringen. Je mehr so ohne weiteres von der Straße hereinzulassen, war doch auch nicht zu möglich. Es war zum Verzweifeln.

Wieder kamen einige Gäste. Sie empfing sie wie geistesabwesend. Da kam ihr ein Gedanke. Der Musiker im vierten Stod! Dem Manne ging's nicht alzu gut. Wenn sie den einlad — der nähme gewiß gerne an. . . .

Rasch schickte sie nach oben. Wenige Minuten später kam der Musiker. Frau Bräufide atmete erleichtert auf. Nun waren es wenigstens vierzehn Herren! Das Unheil war abgewendet.

Wenn nur ihr Mann schon da wäre! Während sie noch mit dem Musiker plauderte, klingelte es.

Sie öffnete. Der Bedientische von Raschtes war es. „Der Meister könne nich kommen. Seine Braut aus Weissenfels is mit ihrer Mutter da, un er muß mit se ins Theater.“ meidete er.

Frau Bräufide war es, als hörte sie ihr Todesurteil. Trotz des Musikers, den sie sich nun unnötigerweise aufgehaßt hatte, blieb es nun doch bei der Unglückszahl der Fischeäste.

Und jenen Augenblick mußte ihr Mann kommen! Dann war er der Dreizehnte!

Eine Todesangst überfiel sie. Der Musiker mußte wieder fort! Das war die einzige Rettung. Aber wie sollte sie es anfangen, ihn zum Rückzuge zu bewegen?

Sie nahm sich ein Herz und teilte ihm ihre Verlegenheit mit. „Na, dem Unglück ist ja leicht abzuhelfen, Frau Bräufide.“ meinte der Musiker ein wenig verlegt, zog aber dennoch ein süßsaures Lächeln, denn es wurde ihm doch gewaltig, an dem gewiß lustvollen Mahl nicht teilzunehmen zu sollen. „Ich drück' mich einfach wieder.“ sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Ach, wenn Se so jut sein wollten, Herr Dreier.“ bat sie mit verlegenem Lächeln. „Et soll Ihr Schade nich find. Ich pad' Ihnen 'n schön' Häppchen in, bet nehmen Se sich mit nach oben.“

„Ne, ne, lassen Se doch man, Frau Bräufide.“ wehrte der Musiker verächtlich ab.

„Ach wat, Se waren nu doch mal injeleben.“

Sie drückte ihm eine gehäufte Schüssel voll der schönsten Essbeine in die Hand und schob ihn halb und halb zur Tür hinaus.

„Jott sei Dank, dat wär' besocht.“ rang es sich erlösend von ihrer Brust, und aufrieden mit der glücklichen Wendung der Dinge eilte sie hinein zu ihren Gästen, die sich bereits Bräufides wegen beunruhigten.

Von neuem ertönte die Flugelode. Das mußte Bräufide sein. Sie stürzte hinaus.

Herr — Raschte war's! Erstdroten prallte Frau Bräufide zurück. Es schloß nicht viel, so hätte sie ihn die Tür vor der Nase zugeschlagen. Nun war alles wieder auf dem alten Fleck! Wenn ihr Mann nun kam, war er trotz aller ihrer Verusche, es zu hindern, der — Dreizehnte! Es überließ sie effigalt. . . .

Meister Raschte achtete nicht auf ihr sonderbares Wesen. Als ob er auf ein Wort der Anerkennung rechnete, mit 40 strahlender Miene bedrängte er, daß es ihm doch noch geheute sei, sich frei zu machen. Seine Damen hätten sich bewegen lassen, allein das Theater zu besuchen. Er habe nur die Verpflichtung übernommen, sie von dort abzuholen.

Auf diese Weise sei es ihm möglich, an dem fidelesten Abend teilzunehmen. Denn fidel mußte es werden, dafür würden er und seine Freunde schon sorgen.

Frau Bräufide war anderer Meinung. Die Angst drückte ihr fast das Herz ab. Ohne recht zu wissen, näher zu treten. Währenddessen überlegte sie, ob sie nicht den Musiker wieder lassen sollte.

Da stampfte es die Treppe hinauf. Diesmal war's wirklich Frig Bräufide. Sie floh ihm, ganz gegen ihre Art, mit stürmischer Hast entgegen und warf sich ihm wortlos an die Brust.

Er war ja doch, trotz aller ihrer Vorbeurteilungen, der Dreizehnte und als solcher dem Schicksal verfallen. . . .

Frig Bräufide war ordentlich gerührt von so viel Zärtlichkeit. Na ja, es war ja Geburtstag heute! Daher dies überwallende Gefühl! Er war merkwürdig aufgeräumt. Frau Bräufide kannte ihn nicht wieder, als sie ihn bei Tisch beobachtete. Seine Ausgelassenheit war ihr geradezu beängstigend. Das war gewiß schon ein Verbot seines nahen Todes. . . .

Sie war den ganzen Abend mit rührender Zärtlichkeit um ihn besorgt. Oft mußte sie sich abwenden, um heimlich eine Träne aus den Augen zu wischen. Er war doch immer ein so guter Mann gewesen!

Der Abend war in ausgezeichneter Weise verlaufen. Die Gäste hatten sich entfernt. In der guten Stube lagen Bräufide und Frau in traulichem Gespräch.

„Das heißt, eigentlich süßte Bräufide das Wort allein. Seine Frau leute sich, nicht an ihn anschmieg, wie er's seit Jahren kaum mehr geacht, das Herz zum Brechen schwer, wortlos an seine Brust.“

Nach längerem Schweigen richtete

sie, mühsam ihren Kummer verbergend, die Frage an ihn, ob er sich noch recht glücklich fühle. Eigentlich meinte sie gesund, wagte es jedoch nicht auszusprechen.

„Warum soll ich nich glücklich find?“

„Na, haste jar keinen Wunsch nich, Frigeten?“

Er sah sie groß an. Wenn er den Augenblick wahrnahm. Er zögerte.

„Wenn't noch mir jinge.“ begann er diplomatisch.

„Siehste, Frigeten, Du bist nich glücklich! Jedocht hab' id mir woll, daß Dir wat feht.“

Aus ihren Worten sprach eine ihm völlig unverständliche und unbegreifliche Angst.

„Sag' doch man bloß. . . . Wat an mir is, Frigeten, id woll ja jern alles buhn.“ Sie streichelte ihm zärtlich die Wangen.

Frig Bräufide räusperte sich einige Male. Er kämpfte mit einem Entschluß. Endlich sagte er, wie um sich Mut zu machen und jeden Widerspruch im Reime zu ersticken, in barschem Tone: „Na ja, wenn't durchaus wissen willst, ich hab' die Geschiedte hier gründlich falt. Ich dank' for so'n Leben.“

Frau Bräufide zuckte schmerzlich zusammen. Er hatte also richtig schon eine Todesahnung. O Gott, wenn sie ihm doch nur noch irgend eine Freude machen könnte!

„Aber, Frigeten.“ redete sie ihm gut zu, „wenn Dir det Leben so nich poßt, na, denn richt' et Dir doch anders in! Wie soll't's denn find, he?“

„Wie't frieher war!“

Fast schrie er die Worte heraus. Er wartete, daß insolge dieser Erklärung die Milde und Naachgiebigkeit seiner Frau schwinde, ihre Zärtlichkeit sich ins Gegenteil verwandeln würde.

„Das gefach nicht. Du müßtst also wieder in't Jeschick?“ Die Frage klang sanft und nachgiebig.

„Ja, Mutter, und. . . .“

Er wollte ihr sagen, daß er hinter ihrem Rücken bereits Schritte getan hätte und fest entschlossen gewesen sei, sich dem alten liebgewordenen Berufe wieder zuzuwenden. Er sprach es nicht aus. Warum gleich mit der Tür ins Haus fallen? Unmöglich wollte er sie vorbereiten, denn er wußte, wie wenig ihr daran gelegen war, die Frau Meisterin zu spielen.

Sein Erstaußen war grenzenlos, als seine Frau erwiderte:

„Na, wenn Du meinst, Frigeten, dat De Dir in Deine jewohnte Beschäftigung stüdtlicher fühlen würdest — meinehalten, mach'd wie De denkst, id vor mein Teil bin janz mit einverstanden.“

Er riß sie stürmisch an sich. „Muttern, det is dat schönste Zeburistagsgefchenk, das De mir machen kannst!“ rief er jubelnd aus.

„Nu werd' id wieder 'n Mensch, 'n richtiger Mensch, Muttern. Nu sollste mal sehn, det id doch als Fleischmeister 'ne Rolle spielen wer.“ Herzhlich, Muttern, id lew' ordentlich wieder uff. . . .“

Sie nickte mit einem gezwungenen Lächeln. Dieses Weh sah ihr im Herzen, denn sie wußte es besser. . . .

Ohne Zurück zu richten Bräufide im eigenen Hause sein Geschäft ein und ging bald wieder mit gewohnter Tätigkeit seinem Berufe nach.

Seine Frau umgab ihn mit so viel Liebe und rührender Fürsorge, daß er wirklich wieder recht auflebte.

Jahre vergangen.

Bräufide spielte längst eine Rolle. Er war Stadtverordneter, Waisenrat und Kirchenältester. „Na, mehr kann man von mir doch nich verlangen.“ meinte er stolz.

Frida war nun doch die Frau eines besseren Beamten geworden, der sich im Hinblick auf die beträchtliche Mitgift ohne Rasenrücken in die „olle Fetzthube“ getraut hatte.

Frau Bräufide hatte über das alles so ihre eigenen Gedanken. „Wer weiß, wie't noch jetzomenen wär, wenn ich damals nich nachziehen hätte.“ meinte sie, „er war doch nu mal — der Dreizehnte!“

Der schottische Geiz.

Die Schotten sind durch ihre Hartnäckigkeit ebenso bekannt, wie durch ihren Geiz. In einer kleinen Stadt in Schottland hatte ein Straßenprediger unter den Redereien und Erörterungen des Mobs zu leiden und wurde die feindlichen Elemente vertrieben möge.

„Das wäre einigermaßen schwierig — meinte der Volkst — da man einen so großen Menschenhaufen nicht leicht auseinander treiben kann. Aber ich wüßte, was ich an Ihrer Stelle täte.“

„Run, was denn?“

„Ich würde mit dem Gut sameln gehen; Sie würden sich wundern, wie rasch der Mob sich verziehen würde.“

— Eine andere Sache. Pfarrer: „Schau, Sepp, wie kannst Du Dich nur so betrinken! Selbst das Vieh weiß, wenn es faust, wann et aufhören soll!“

Sepp: „Ja, Herr Pfarrer, wenn ich Wasser trink, nach wie ich auch, wann ich aufhören soll!“